



*Raimund Waibel* Museen des Landes:  
Das Stadtmuseum Weil der Stadt

Wer die Geschichte von Weil der Stadt, jener bescheidenen Kleinstadt vor den Toren Stuttgarts, auch nur in vagen Umrissen kennt, wird kaum verwundert sein ob der anspruchsvollen Bezeichnung «Stadtmuseum» für das dortige historische Museum. Weil der Stadt war bekanntlich einst eine freie Reichsstadt, wenn auch eine kleine und sowohl in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht eher unbedeutende, die schwer zu kämpfen hatte gegen das Gewicht des expansiven Nachbarn, der

Grafen und später Herzöge von Württemberg, deren Territorium die Stadtmarkung bald ringsum umgab. Ebenso bekannt ist, daß das Selbstbewußtsein der deutschen Reichsstädte – wenigstens der mächtigen Familien dort, aber auch der einfacheren Bürger – nicht eben klein war, bei aller Schläfrigkeit, in die viele dieser Stadtrepubliken vor allem seit der Zurückdrängung des Einflusses der Zünfte im Rat durch Kaiser Karl V. 1548 verfallen waren. Ein Bewußtsein des «Anderssein», der Abgrenzung von

den aristokratischen Nachbarn, das sich auch nach dem Übergang an Württemberg vielerorts gehalten hat und sogar bis in die Gegenwart hinein noch spürbar ist. Es erstaunt eher, daß sich die Weil der Städter bis 1971 mit einem schlichten *Heimatmuseum* begnügten, wo doch die darzustellende Vergangenheit eine stolze städtisch-republikanische war!

*Vom Heimatmuseum zum Stadtmuseum –  
Stadt und Heimatverein sinnvoll verbunden*

Nun, der Name sei halt ein historisch gewachsener gewesen, erläutert Wolfgang Schütz, ehrenamtlicher, aber nicht weniger geforderter Leiter und Gestalter des historischen Museums im Schütz'schen Haus am Weil der Städter Marktplatz. Früher habe das Museum, anders als heute, auch viele Komponenten des klassischen Heimatmuseums besessen, etwa handwerkliches Arbeitsgerät und Gebrauchsgegenstände, insbesondere aber auch Möbel (Bauernschränke) und bürgerliche Kleidung des 19. Jahrhunderts, gleichsam aus nach-reichsstädtischer Zeit. Dies änderte sich auch nicht, als das Museum in den frühen 1970er Jahren durch den Vater der württembergischen Heimatmuseen, Albert Walzer, neu geordnet wurde, und zwar, wie sich Wolfgang Schütz erinnert, «nach eher ästhetischen Gesichtspunkten», worunter Schütz die Tatsache meint, daß in der Walzerschen Einrichtung das – mehr oder weniger «schöne» – Exponat im Vordergrund gestanden habe, nicht aber die Erläuterung historisch-politischer Zusammenhänge. Damals habe man den klingenden Namen «Stadtmuseum» angenommen, doch inhaltlich verharrte man noch beim klassischen Heimatmuseum.

Am Anfang freilich hatten eigentlich gerade Zeugen der «großen», der politischen Geschichte gestanden! Der Anlaß einer ersten musealen Einrichtung in Weil der Stadt war nämlich der Fund längst verschollen geglaubter kaiserlicher Urkunden in einer Kassetten im Turm der Stadtkirche – übrigens beim Ausnehmen eines Eulennestes durch den Bürgermeister Hugo Beyerle höchstpersönlich. Diese Urkunden wurden bis in den Zweiten Weltkrieg hinein in einer kleinen «Bürgerstube» auf dem Rathaus ausgestellt. Mit dieser Präsentation hatte es dann aber auch sein Bewenden, museale Arbeit im weiteren Sinne wurde nicht geleistet, vor allem wurde nicht weiter – und schon gar nicht gezielt – gesammelt.

Erst 1947 erfolgte eine Veränderung, als die Ausstellung in den Storchenturm der Stadtmauer verlegt wurde. Die dortigen schlechten konservatorischen Bedingungen riefen Kritiker auf den Plan und führ-

ten schließlich zur geschilderten Neuordnung durch Albert Walzer in dem nun auch zentral am Marktplatz gelegenen Museum im Schütz'schen Haus.

Freilich litt auch diese Ausstellung unter Raumnot, denn nur das Erdgeschoß stand damals für museale Zwecke zur Verfügung. Als daher 1986 unerwarteterweise weitere Stockwerke in dem Haus frei wurden, entschloß sich der Träger des Heimatmuseums, der Weil der Städter Heimatverein, den großen Wurf zu wagen: Der Verein übernahm die Verpflichtung zur Einrichtung des auf wenigstens drei Geschosse zu erweiternden Museums sowohl in materieller wie in ideeller Hinsicht. Die Renovierung des Gebäudes übernahm die Stadt, ebenso die laufenden Kosten. Stadt und Heimatverein sind denn auch bis heute die Träger des Stadtmuseums. War für die «hard ware» somit gesorgt, nämlich die Finanzierung gesichert, die Exponate ohnehin vorhanden, so fand sich bald auch eine Lösung für die «soft ware» in der Person des Gymnasiallehrers Wolfgang Schütz, der die heikle Aufgabe übernahm, eine Neukonzeption für das Museum zu erarbeiten. Ob er geahnt habe, auf was er sich da einließ? Auf diese Frage antwortet Schütz, der bald von seinem Kollegen Rudolf Reiber unterstützt wurde, heute mit einem schlichten «Nein!» «Viel Kopfzerbrechen» habe ihm die Aufgabe anfangs bereitet, doch schließlich entschloß man sich, das klassische «Heimatmuseum-Konzept» über Bord zu werfen und ein ganz anderes, neues Museum einzurichten, nämlich eine der reichsstädtischen politisch-historischen Geschichte verpflichtete Darstellung, die nicht zu trennen ist von den wirtschaftlichen Gegebenheiten.

*Im Alamannenraum:*

*Funde, Zeichnungen und ein wenig Sprachgeschichte*

Ein reichsstädtisches Museum also, doch heißt das freilich nicht, daß die historische Schau erst mit der Privilegierung Weil der Stadt als Reichsstadt einsetzt. Auch die ältere Besiedlungsgeschichte des Raumes kommt im Schütz'schen Haus zur Sprache, und zwar die Zeit der Alamannen, hat man doch aus dieser Epoche auf Weil der Städter Gemarkung bedeutende archäologische Funde vorzuweisen, die bemerkenswerterweise in der Gemeinde verblieben und dort auch ausgestellt werden können. Die Stein- und Bronzezeit, Keltisches und Römisches hingegen hat man bewußt weggelassen, obgleich auch hierzu Objekte vorhanden wären, doch sind diese «Allerweltsfunde» ohne besonderen wissenschaftlichen oder pädagogischen Wert.



Durch farbige Hervorhebung in einer Zeichnung finden sich am Rand im Original ausgestellte alamannische Tracht- und Schmuckteile eindrucksvoll erläutert.

Niemand kommt um den Auftakt «Alamannen» herum, denn in diesem ersten, dem «Alamannenraum» steht auch die Eintrittskasse: ein kleiner Tisch, wo auch einige Broschüren zum Verkauf ausliegen. Die Eintrittspreise übrigens, sind nachgerade «bürgerfreundlich»: Zwei Mark für Erwachsene, eine Mark für Kinder. «Heimatmuseum-Niveau», wenn man so will, – und herzlich wenig für das Erlebnis, das den Besucher erwartet.

Die alamannischen Funde von Weil der Stadt entstammen im wesentlichen einem Gräberfeld am Ortsrand, in dem im Verlauf verschiedener Bauvorhaben zwischen 1870 und 1970, vor allem aber im Jahr 1956 durch Eugen und Dietrich Mannsperger reich ausgestattete Gräber aufgedeckt wurden. Diese Grabbeigaben sind nicht steril in einer Vitrine aufgereiht, sondern Zeichnungen zugeordnet, die eine alamannische Familie zeigen. Und so wird rasch klar, was etwa eine Fibel, eine Zierscheibe, ein Haarpfeil oder ein Schildbuckel ist und wozu diese dienten. Nicht wenige Betrachter werden wohl zum ersten Mal erfahren, daß eine «Riemenzunge» die

metallene Verstärkung der Lederriemen ist, mit denen die Schuhe gebunden wurden. Das gleiche gilt vielleicht auch für das *sax*, das einschneidige germanische, von östlichen Reitervölkern übernommene Kurzschwert. Für manchen Besucher ist es vielleicht des Guten zuviel, wenn er auch noch erfahren kann, daß der *sax* auch als Schneidewerkzeug benutzt wurde, unser heutiges Wort «Messer», das althochdeutsch noch *mezzirahs* lautete, auf das germanische *mati-sahs* zurückgeht, was sinngemäß «Speiseschwert» bedeutete: gebildet aus dem Wort für Speise (*mati*), auf das auch unsere Wörter *Mett*-(Wurst), *Mus* und *Gemüse* sowie das englische *meat* zurückgehen, und eben *sahs*, der Sax. Den Besucher mit einer Vorliebe für historische Details wird freilich solche Information im Verbund mit den Exponaten und Zeichnungen begeistern; und vielleicht wird er sich später vor allem an diese zusätzlichen Erläuterungen erinnern. Der im Lesen weniger Geübte ist andererseits mit den Zeichnungen und zugeordneten Erklärungen ebenfalls bestens bedient.

Vergegenwärtigt man sich, daß noch weitere und vergleichsweise umfangreiche Texttafeln in weitere grundsätzliche Fragen der germanischen Vorzeit unseres Raumes einführen – etwa die Frühzeit des Stammes und die Überwindung des Limes behandeln, seinen Siedlungsraum bis zur Niederlage gegen die Franken, aber auch die Sprachgeschichte mit dem Hinweis, daß sich alamannischer und schwäbischer Dialekt erst im 13. Jahrhundert trennten –, so wird bereits ein Spezifikum des Weil der Städter Stadtmuseums deutlich: Es verbinden sich dort anspruchsvolle, die Aufmerksamkeit des Besuchers fordernde, und manchen Besucher vielleicht überfordernde, ausführliche und detaillierte Informationen – gleichsam ein «Grundkurs Geschichte» – mit dem Willen, wesentliche Informationen und Aussagen durch gestalterische Mittel, darunter Zeichnungen, Wandmalereien und Inszenierungen, zu unterstreichen, ja die Inhalte im besten Sinne auf solche zu reduzieren. Ein Konzept voller Spannungen, ein spannendes Vorhaben.

Übrigens wird diese «alamannische Abteilung» noch ergänzt durch eine Rekonstruktion eines Grabes, wie es die Archäologen einst aufdeckten; Anlaß für Wolfgang Schütz, in Texttafeln auch noch auf die heidnischen und christlichen Bestattungsformen und damit zusammenhängend auf die Todesvorstellungen der Alamannen einzugehen und Gräber als wichtige historische Quelle vorzustellen. An dieser Stelle sollte man vielleicht einfügen, daß der Museumsleiter weder Archäologe noch Historiker ist, sondern Germanist.

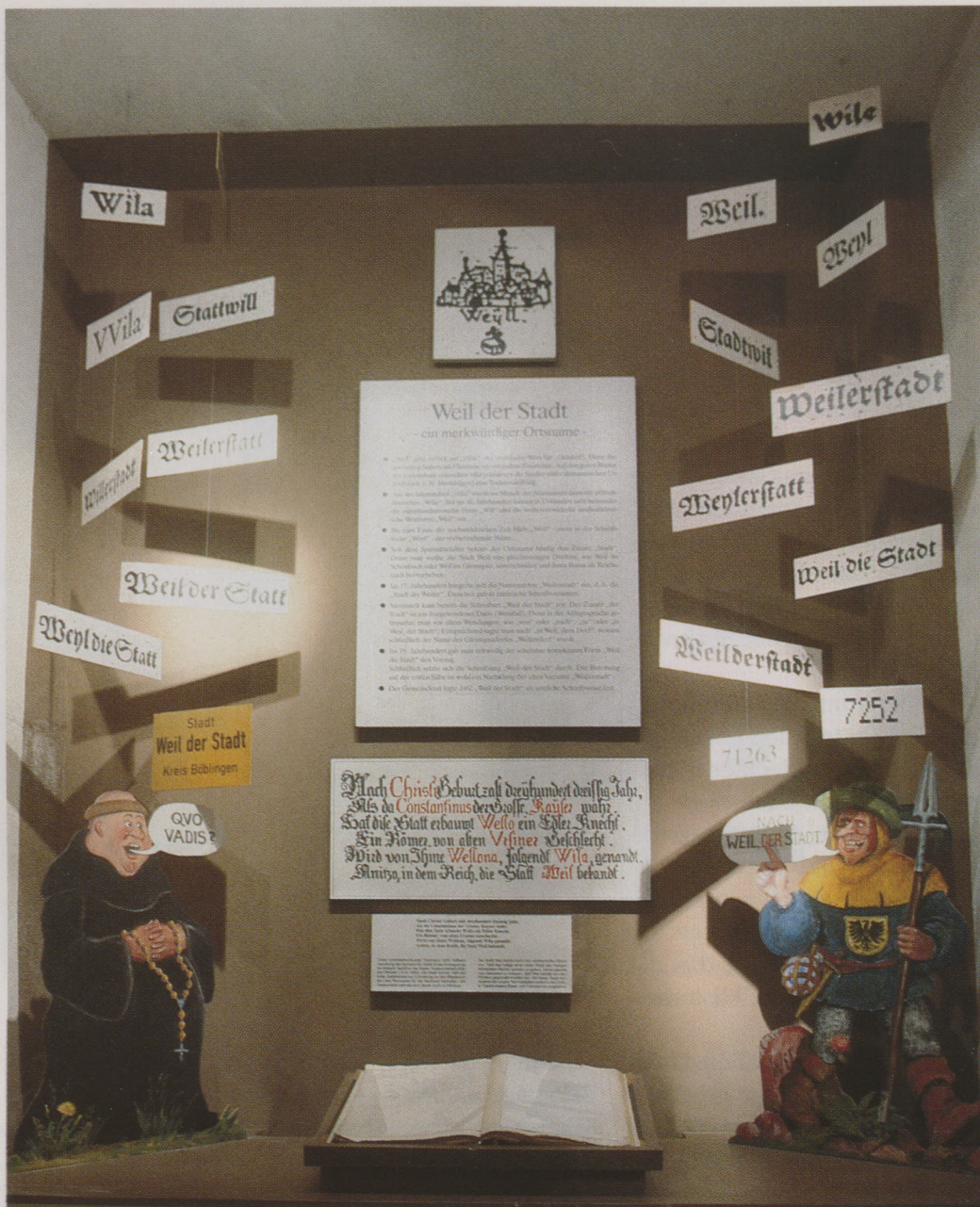
Sieht man ab von der nun folgenden alten Goldschmiede-Werkstatt, die auf dem Weg zum nächsten Ausstellungsraum in einem kleinen Seitenraum nachgestellt wurde, so führt uns der Weg zur nächsten Station bereits wieder zu einer Inszenierung. Mit «Quo vadis?» fragt das Stadtmuseum nach der Herkunft des sonderbaren Ortsnamens, der wohl auf eine *villa rustica* (lat. *villa* → Weil), einen römischen Gutshof, zurückzuführen ist, in dessen Nähe sich die Alamannen angesiedelt hatten. Doch solche *villae* gab es viele, und dementsprechend häufig ist der Ortsname Weil. Eine Stadt namens Weil allerdings, die gab es nur einmal, und auf die Frage, wohin man gehe, antworteten die Vorfahren eben mit «nach Weil, der Stadt» zur Unterscheidung von den Dörfern gleichen Namens. Auch daß der Ortsname gewissen Wandlungen unterworfen war, stellt die Inszenierung dar, bis hin zu unserer oftmals wenig geschichts- und traditionsbewußten Gegenwart, die die gewachsenen Bezeichnungen auf Ziffernfolgen reduziert und ver-  
... ist ein ...



Moderne Computergrafik unterstreicht die Bedeutung des in Weil der Stadt entdeckten seltenen Rüsselbeckers.

*Schultheiß des Reichs – Rat – Bürgermeister:  
Wachsende Selbstverwaltung in der kleinen Reichsstadt*

Mit «Quo vadis» und der Entwicklung des Ortsnamens ist auch der Auftakt gegeben zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, die drei wesentliche Komponenten umfaßt, nämlich eine verfassungsrechtliche, eine sozialgeschichtliche sowie eine, die der Ereignisgeschichte gewidmet ist. Gleichsam zur Einstimmung, zur einführenden Vorstellung des städtischen Gemeinwesens, verweisen die Museumsgestalter zunächst einmal auf das bekannte Bild der vier Elemente: Erde, Luft, Feuer und Wasser. Für die Erde stehen im Stadtmuseum Erläuterungen zur Geologie des Raums, zur Flur und Gemarkung sowie zur Dreifelderwirtschaft; für die Luft unter anderem die alte Wetterfahne des Rathauses und ein barockes Bild aus der Stadtkirche: der die Stadt schützende Erzengel Michael. War das Wasser ein sowohl segensreiches – hierfür etwa stehen Brunnen und ver-



«Quo Vadis?», der Ortsname im Wandel der Zeiten. Von «VWila» und «Wila», über «Wile», «Weyl» und «Weil» zu «Weylerstatt», «Stattwill» und «Weil die Stadt» bis zu «Weil der Stadt» und den Postleitzahlen der Moderne dokumentiert das Stadtmuseum den Lauf der Zeit. Die Internetkennung soll bald folgen.

schwundene Wasserläufe in der Stadt – als auch bedrohliches Element (Hochwasser!), gingen vom Feuer vor allem Gefahren aus, wofür die Feuerwehr und eine Feuerversicherungsurkunde von 1875 stehen.

So eingestimmt, führt der nächste Schritt zur Verfassungsgeschichte. Und das bedeutet in Weil der Stadt – wie in so vielen deutschen Reichsstädten – zunächst einmal den mühsamen Versuch, etwas Licht in das Dunkel der Frühgeschichte des Stadtstaates zu bringen; mit anderen Worten, Exponate sind Mangelware. In dieser Hinsicht will es als symptomatisch erscheinen, daß auch die erste Erwähnung Weils anlässlich einer Schenkung der Grafen von Calw im Jahr 1075 an das damals gerade mit neuem Leben erfüllte Kloster Hirsau nur als

spätere Abschrift der Stiftungsurkunde vorliegt. Gerade dieser Mangel an Exponaten zwang zu recht umfangreichen Texttafeln, um den gewiß komplizierten Weg der späteren Reichsstadt – sowohl der klösterlichen wie der grundherrlich-calwer Besitzungen – in die Unabhängigkeit und zu – wenn auch bescheidener – Größe zu verfolgen. Wie eine Graphik darstellt, gelangte der Ort wohl im Erbgang von den Grafen von Calw an die Welfen, von diesen dann an die Staufer, die Weil der Stadt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, aber sicher vor 1241, zur Stadt erhoben. Aus letzterem Jahr nämlich datiert die erste Erwähnung Weils als Stadt in einer Reichssteuerliste, die sich denn auch als wichtiges Dokument im Faksimile ausgestellt findet. Eine wie auch immer geartete Reichsstadt

«Stadtluft macht frei»! Lebte die Landbevölkerung, wie im Hintergrund dargestellt, unter dem Joch, so bedeutete das Dasein in der Stadt ein Leben in relativer Freiheit, gepaart mit einem gewissen Maß an ökonomischer, aber auch persönlicher Sicherheit.



war man damit wohl, aber war man frei? Die innere Freiheit erwarben die Bürger erst im Lauf der Zeit, und dies im wahrsten Sinne: Sie verschafften sich ihre Freiheit wohl, wie ihre Standesgenossen in anderen Reichsstädten auch, indem sie kaiserliche Rechte zunächst auf Zeit und dann auf Dauer durch Kauf an sich brachten.

Im Stadtmuseum Weil der Stadt ist diese Entwicklung in drei Phasen dargestellt: zunächst der «Urzustand», als die Stadt durch einen kaiserlichen Beamten, einen Schultheißen, regiert wurde. Dann die zweite Phase (um 1300), als neben den Schultheißen ein von den Bürgern besetzter Rat trat; und schließlich Phase drei um 1350, die mit «Entmachtung des

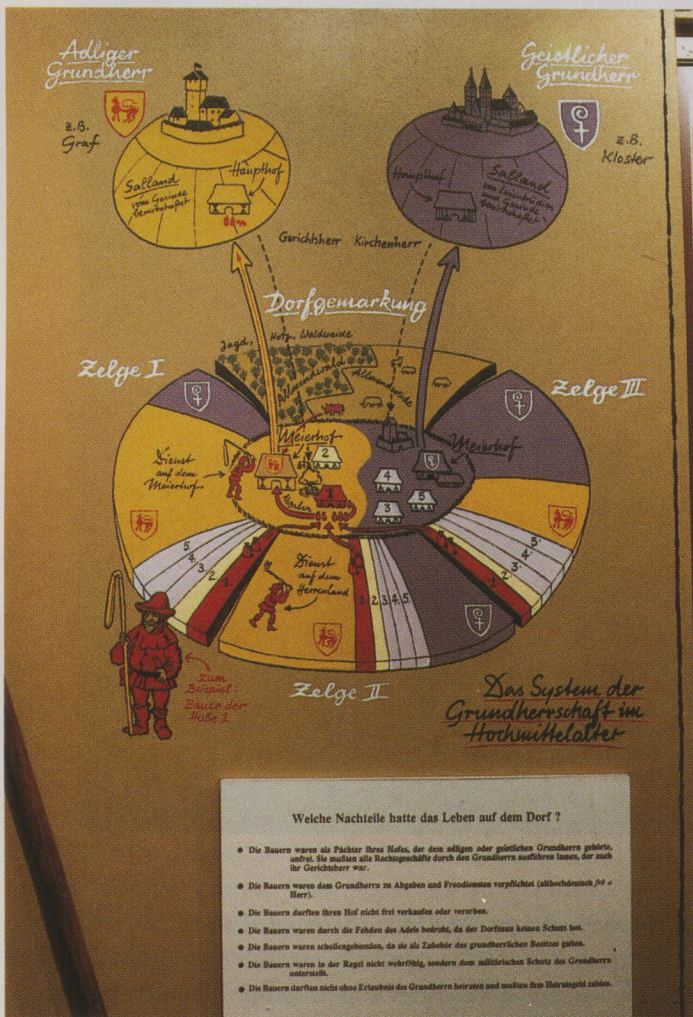
Schultheißen» zu umschreiben wäre, nämlich durch einen den Bürgern verpflichteten Bürgermeister, der zusammen mit dem Rat agierte. Im 14. Jahrhundert brachten die reichsstädtischen Bürger noch eine ganze Reihe wichtiger königlicher Rechte, sogenannte «Regalien», an sich, darunter die Steuerhoheit, den Judenschutz, das Zollrecht, die Befreiung von der Rechtsprechung auswärtiger Gerichte, die freie Pirsch und schließlich auch den Blutbann, die Hochgerichtsbarkeit. Als materieller Beweis für das reichsstädtische Selbstbewußtsein steht in der Ausstellung der mächtige steinerne Löwe vom unteren Marktbrunnen, der ein Schild mit dem doppelköpfigen Adler zwischen seinen Pranken hält. Hatte man auf diese Weise die Freiheit nach innen gefestigt, so wurde sie jedoch bald durch Auseinandersetzungen mit äußeren Gegnern gefährdet.

Auch Weil der Stadt geriet wie viele andere süddeutsche Städte in Konflikt mit den aufstrebenden, expandierenden Territorialfürsten, die sich ihrerseits durch die freien Städte erheblich gestört fühlten, nicht zuletzt durch deren Politik, fremden Landbewohnern stadtbürgerliche Rechte zu verleihen. Dieses «Pfahlbürgertum» war auch in Weil der Stadt bekannt.

*Man unterliegt dem mächtigen Nachbarn  
Württemberg und bleibt standhaft in der Reformation  
beim alten Glauben*

In dem Kampf mit den benachbarten Grafen von Württemberg unterliegt Weil der Stadt. Zwar verliert man nicht die Reichsunmittelbarkeit und auch keine inneren Freiheiten, doch schon im 15. Jahrhundert ist man vollständig von württembergischem Gebiet umgeben, gleichsam eingeschnürt. Zur Katastrophe wurde die Auseinandersetzung 1388, als die Städte zusammen mit König Wenzel den Wittelsbachern den Krieg erklärt hatten. Als sich eine Reihe von Fürsten, unter ihnen Graf Eberhard von Württemberg, auf die Seite der Bayern stellte, erschien ein Heer der süddeutschen Städte bei Weil der Stadt, wohl um sich hier mit Truppen des Rheinischen Städtebundes zu verbünden. Am 22. August 1388 brach eine vor allem aus Weiler Bürgern bestehende Vorhut des Städteheers nach Döffingen auf, um die Württemberger aus dem dortigen befestigten Kirchhof zu vertreiben und so den Weg für das Hauptheer freizumachen. Als Graf Eberhard die Städter überraschenderweise in einer offenen Feldschlacht stellte, bahnte sich für Weil der Stadt die große, bis heute unvergessene Katastrophe an: Die Truppen des Städtebunds wurden völlig aufgerieben, 66 Weiler Bürger fielen. Der Blutzoll, den die Reichsstadt damals vor Döffingen entrichtete, bedeutete für sie ein Desaster mit jahrhundertelangen Folgen: Die Macht der Städte war gebrochen, der Aufstieg der Grafen von Württemberg wurde unaufhaltsam.

Ihrer Bedeutung für die Stadtgeschichte entsprechend nimmt die Schlacht und ihre Vorgeschichte im Stadtmuseum breiten Raum ein. Um die Aufmerksamkeit der Besucher auf die Thematik zu lenken, bediente sich Wolfgang Schütz einer bekannten Lithographie des 19. Jahrhunderts, deren dramatische Szenen des Schlachtgetümmels fast auf Lebensgröße vergrößert und gleich Theaterkulissen gestaffelt hintereinander gestellt wurden. Ludwig Uhland weist davor als Sänger der württembergischen Geschichte nicht nur auf Schlacht und Katastrophe, sondern auch auf eine grandiose gestalterische Idee.



Im bunten Schema wird es deutlich: Die Bauern waren vielfachen Zwängen unterworfen, hatten oftmals nicht nur einen, sondern zwei Herren, die von ihnen Abgaben forderten und über sie zu Gericht saßen.

Die Schlacht von Döffingen (1388) markierte einen Meilenstein in der südwestdeutschen Geschichte. Ludwig Uhland, der Sänger der württembergischen Geschichte, weist die Besucher auf die bildhafte Darstellung der Schlacht aus der Feder von C. Häberlin (Lithographie, 19. Jahrhundert).



Sinnbild der Macht und reichsstädtischen Selbstbewußtseins: der wappenhaltende Löwe vom unteren Marktbrunnen (1601). (Bild unten rechts)

Die freie Reichsstadt war geschlagen, jedoch nicht vernichtet. Ihre Reichsfreiheit verlor sie, wie gesagt, nicht, und es gelingt Weil der Stadt im 15. Jahrhundert, diese zu sichern, auch Mitglied des Schwäbischen Bundes und des Schwäbischen Kreises zu werden, wo man allerdings politisch und ökonomisch nur eine untergeordnete Rolle spielte. Zu klein war das Gemeinwesen, zu übermächtig der württembergische Nachbar.

Die wichtige kirchliche Entwicklung des folgenden 16. Jahrhunderts, zu der in gewisser Hinsicht auch der Bauernkrieg von 1525 gehört, findet in dem Weil der Städter Museum nur am Rande Erwähnung, obgleich der konfessionelle Gegensatz für die Stadtgeschichte von nicht unerheblicher Bedeutung ist. Es hat in der Stadt starke Sympathien für die evangelische Sache gegeben, lange Zeit kamen aber Katholiken und Protestanten gut miteinander aus. Erst die Gegenreformation verhinderte mit der Unterdrückung und Vertreibung der Protestanten eine tolerante, paritätische Lösung wie in Ravensburg oder Biberach. Im Jahre 1682 konnte der Rat verkünden, *die Lutheraner seien gottlob insgesamt ausgestorben*. Eine ausführliche Darstellung der Kirchen- und der Reformationsgeschichte ist später in einer weiteren Abteilung des Museums vorgesehen, immerhin stammt ja auch der bekannte Reformator Johannes Brenz aus Weil der Stadt.

Verfassungsgeschichte ist bekanntlich ein trockenes, sie darzustellen ein hartes Brot. Diesen dem Thema





innewohnenden Zwängen entgingen auch die Gestalter des Weil der Städter Stadtmuseums nicht, und doch entledigte man sich der Aufgabe nachgerade mit Bravour. Die ausführlichen Texte lassen keinen wichtigen Aspekt unerwähnt und beschränken sich doch auf das Wesentliche. Der weniger lesegeübte Besucher wird anhand des Löwen und des reichsstädtischen Wappens eine Ahnung dessen erhaschen, was reichsstädtisches (Selbst-)Bewußtsein einst bedeutete, und spätestens durch die aufregende – und unübersehbare – Szene der Döffinger Schlacht animiert, sich auch in die vertiefenden Erklärungen einzulesen. Das Weil der Städter Konzept lautet also, mit Blickfängen zu werben für die ausgebreitete detaillierte Information, zugleich aber jenen, denen diese zuviel zu werden drohen, optische Inseln in der Sturmflut historischer Information anzubieten.

Wendet sich der Besucher vor dem Döffinger Schlachtengetümmel um, so locken ihn zwei Inszenierungen, sich mit – der Verfassungsgeschichte so untrennbar verbundenen – Sozialgeschichte zu befassen. In zwei dialektisch aufzufassenden Blöcken fragt das Museum nach den Vor- und Nachteilen des Lebens auf dem Land und des angeblich so erstrebenswerten Lebens – «Stadtluft macht frei!» – hinter den Mauern der Stadt. Unter dem Joch – es hängt als beziehungsreiche Anspielung über dem Landleben – lebte der Bauer: Er war unfrei, seinem Grundherrn nicht nur untertan, sondern vielleicht sogar leibeigen, zahlte hohe Abgaben, die ihm oft nicht das Nötigste zum Leben ließen, konnte seinen Hof und seinen Besitz nicht vererben, mußte dafür aber neben den Steuern und Abgaben auch noch Frondienste leisten. Utensilien des Landlebens wie Dinkel in einem Kornsack, ein Simri, ein Eierkorb und eine Henne sowie bäuerliches Arbeitsgerät lockern die Inszenierung auf. Diese Exponate sind gleichsam graphische Zeichen zur Untermauerung der textlichen Aussage, keine musealen Gegenstände mit großem Eigenwert.

Dem Landleben gegenüber erscheint die (reichs-)städtische Freiheit: Ein Ballen an einem Aufzugsseil steht für die wirtschaftliche Prosperität, für die ökonomische Freiheit, die in der bürgerlichen Freiheit und Unabhängigkeit der Person ihre Entsprechung findet. Zwar mußte auch der Stadtbewohner Steuern zahlen – und hier findet sich dann auch die Kopie der Reichssteuerliste von 1241 –, nicht aber die existenzbedrohenden Grundabgaben. Der Bürger in der Stadt genoß die Vorzüge der freien Berufswahl, des freien Vererbens, der Freizügigkeit, aber auch des Schutzes durch die Stadtbefestigung. Gäbe es im Museum einen Ort, wo man das Phänomen des

Pfahlbürgertums thematisieren wollte, so wäre es hier.

*Landleben, Abgaben, Steuern und städtische Freiheiten – der Stadtbrand von 1648 läßt die Reichsstadt verarmen*

Der bis hierher geschilderte gestalterische Ideenreichtum in den ersten Räumen war erst der Anfang: Der nächste, vergleichsweise kleine, die Zeit seit dem Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des alten Reiches 1806 behandelnde Raum schwelgt förmlich in barocker Üppigkeit. Einer maroden Üppigkeit gleichwohl, denn die gelben warmen Farben, die für die Blütezeit der Stadt stehen, machen blauen, schwarzen, kalten Tönen Platz, den Zeichen des Niedergangs. Gleich eingangs lodert der verheerende Stadtbrand von 1648 über einigen zerborstenen Dachziegeln und angekohlten Balken, ergänzt durch «Dingsymbole» für Krieg und Zerstörung in Form einer Hakenbüchse, eines Totenschädels, einer aufgebrochenen Truhe, Kanonenkugeln und einem Grabkreuz. Hoch lodern die Flammen, und der dunkle Rauch zieht sich weit über die Zimmerdecke. Als gestalterische Sahnehäubchen schweben im Rauch noch einige angekohlte Urkunden, vom Feuersturm in die Höhe gesogen und an unsichtbaren Fäden aufgehängt. Der Kenner weiß Bescheid: Eine alte Chronik berichtet, das Archiv der Stadt sei damals *in schwarzem Rauch davongeflogen*. Doch auch wer sich nicht so gut in der Weil der Städter Geschichte auskennt, wird das unheilvolle Bild nicht so rasch vergessen: Der Stadtbrand am Ende des Dreißigjährigen Krieges bedeutete im Grunde das endgültige Aus aller reichsstädtischen Herrlichkeit. Nur wenige Häuser blieben damals verschont; und waren auch nur wenige Menschenleben zu beklagen, so konnte sich Weil der Stadt von den wirtschaftlichen Folgen bis zum 19. Jahrhundert nicht mehr erholen: Man war verarmt.

Doch bei aller wirtschaftlichen Enge: Steuern wurden den Bürgern auch in der Barockzeit abverlangt. Gegenüber dem Brandszenario leistet ein Bürger den Steuereid, d. h. zwei in Barockkleider gesteckte Schaufensterfiguren legen mit erhobener Schwurhand ihre Vermögensverhältnisse offen vor den an die Raumwand gemalten Repräsentanten der Stadt. Ein dritter Platz zwischen den Schaufensterfiguren ist freigelassen für den Museumsbesucher, der sich so in die Schwurgemeinschaft einreihen darf.

Für das Ende der Reichsstadt in der Zeit der napoleonischen Kriege schließlich steht eine letzte, humorvolle Inszenierung – oder sollte man besser «karikative Anspielung» sagen?: Der große Napoleon, Kaiser aller Franzosen, führt eine Marionetten-

«In schwarzem Rauch» sei am 20. Oktober 1648 das reichsstädtische Archiv «davongeflogen». Wie für das Archiv bedeutete der große Stadtbrand anlässlich der Belagerung der Stadt durch französische Truppen auf protestantischer Seite ein wahres Desaster. Die Reichsstadt sollte sich von den Folgen der Brandkatastrophe nie mehr völlig erholen.



puppe an den Fäden; auch den nicht weniger großen, wenigstens was seinen Umfang anbelangt, württembergischen Herzog und späteren König Friedrich, der seinerseits einen armen Reichsadler in einem Vogelkäfig gefangenhält. Eine ideenreiche

dreidimensionale Karikatur, die vielleicht nicht in allen Nuancen dem historischen Geschehen gerecht wird – abhängig war Friedrich von Napoleon ohne alle Zweifel, doch mit dem Bild einer Marionette ist er vielleicht ein wenig unterbewertet –, doch dies ist

ja nicht Aufgabe einer Karikatur. Diese soll aussagekräftig sein, bildhaft und auf das Wesentliche verkürzt; und diesem Anspruch genügen Kaiser – Marionette – Vogelkäfig allemal.

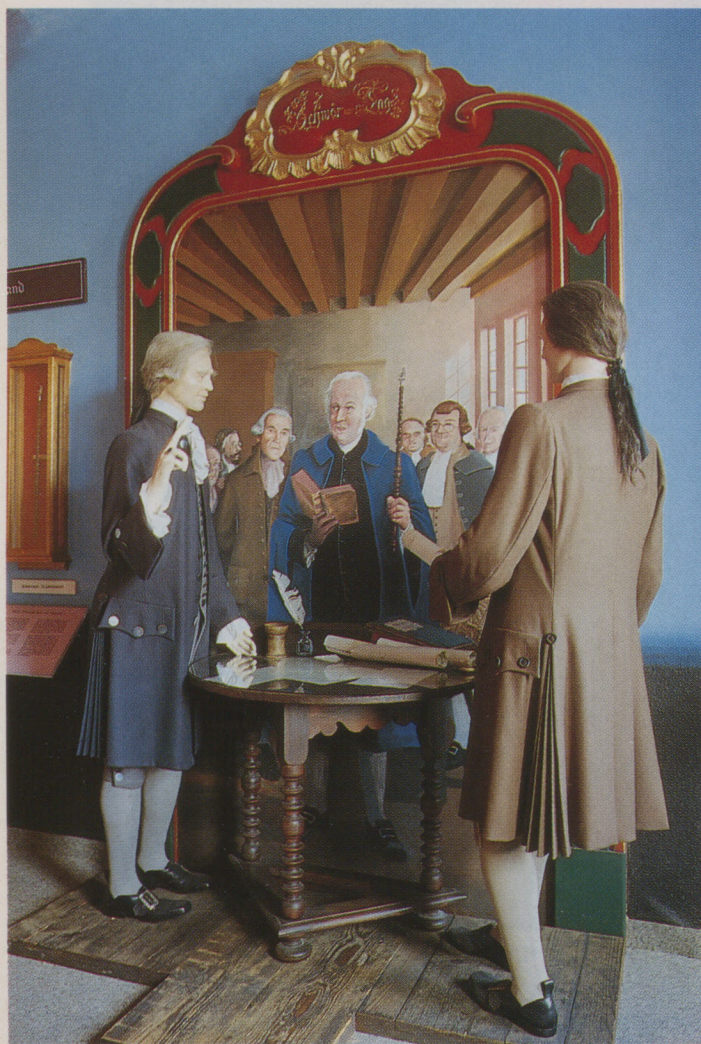
Die Katze läßt das Mäusen nicht, und Wolfgang Schütz nicht das Inszenieren und Malen. Es sei an dieser Stelle verraten: Der ehrenamtliche Museumsleiter und -gestalter ist auch sein eigener Ideenproduzent und Karikaturist! Es lohnt sich deshalb, ganz aufmerksam auf die Fingerzeige zwischen und neben den Texttafeln zu achten. Der Museumsbesuch wird so auch zum intellektuellen Spiel: *prodesset et delectare* lautete eine Forderung der aufklärerischen Literaturtheorie, die sich dem Nutzen und zugleich dem Vergnügen verschrieben hatte. Das Museum also ein Ort der Aufklärung? Jedenfalls hat die Institution Museum ihre Wurzeln im Zeitalter der Aufklärung, auch wenn manche angeblich moderne Museumsgestalter dies zu vergessen

scheinen und – dem Zeitgeist folgend – dem Vergnügen und Unterhalten das Übergewicht verschaffen gegenüber der Aussage, die über dem Gegenstand innewohnt.

«Wir seyn geopfert» – Der Übergang an Württemberg – Inszenierung versetzt in die Lage von Auswanderern

Doch zurück zum Weil der Städter Stadtmuseum! Der Treppenaufgang hinauf in den ersten Stock steht symbolhaft für den Übergang vom Alten Reich in die Moderne. Die Reichsstadt fiel an Württemberg, und wir steigen über die an den Treppenstufen – barocker horror vacui der Museumsgestalter: die Scheu vor der leeren Fläche – wiedergegebene Klage des Senators Reeble über die verlorene Reichsfreiheit: *Es ist also geschehen: Wir seyn geopfert!* Von der Wand des Treppenabsatzes, wo die museale historische Schau mit dem 19. Jahrhundert fortgesetzt wird, schaut noch einmal der dicke Friedrich auf uns herab, umgeben von Stichworten der mit der württembergischen Herrschaft in Weil der Stadt fällig werdenden neuen Maßnahmen. Direkt neben seinem Konterfei aber auch die – durchaus kritisch gemeinte – Verdeutlichung der geistigen Unterdrückung, die in seinem Königreich herrschte: Ein Bürger mit verbundenem Mund – Friedrichs Verbot des «Räsonierens» – sowie eine Schere mit Augen als Versinnbildlichung der Zensur. Eine brillante Idee, wenn auch keine Erfindung von Wolfgang Schütz, sondern aus einer Karikatur des Vormärz bekannt. Die leuchtend blauen Augen allerdings sind neu.

Es würde zu weit führen, wollte man die Fülle der Anspielungen, Fingerzeige und Wandmalereien bis hin zu großen, die aktive Mitarbeit des Besuchers erfordernden Inszenierungen im folgenden ersten Stock des Schütz'schen Hauses im einzelnen beschreiben. Da weisen etwa aus der Wand wachsende, eine leere Kupferschüssel haltende Hände auf die Hungerkatastrophe von 1816/17. Der Informationsreichtum ist unter anderem durch einen Augenzeugenbericht im Original und Auszüge aus Gemeinderatsprotokollen gewährleistet. Da lockt ein Wandbild vom Abbruch der Stadtmauer und der Abnahme des Stadtwappens am Stadttor durch die Württemberger; unterstützt von einer durch eine Lichtschranke ausgelösten Tonbandstimme, die auffordert, die bemalten Flügel eines Holzeinbaus zu öffnen. Der so tätig gewordene Besucher steht sodann überrascht vor einem großen württembergischen Wappen und einer Fahne des Weil der Städter Kriegervereins; daneben eine lebensgroße Puppe in der Uniform der Weil der Städter



Der Steuereid. Barocke Bürger legen mit zum Schwur erhobener Hand ihre Vermögensverhältnisse offen. Der städtische Beamte mit Buch und Schwörstab trägt die Züge des reichsstädtischen Bürgermeisters Anton Gall.

Bürgergarde. Deren Pappmaché-Gesicht trägt die Züge des zweiten Vorsitzenden des Heimatvereins, der dazu eigens die Prozedur eines Gesichtsabdrucks über sich hatte ergehen lassen müssen. Und an den Seiten wieder die Ergebnisse historischer Quellenforschung: ein minutiöser Überblick über die kurz vor und nach dem Übergang an Württemberg vorgenommenen Abbrüche an Mauern, Toren und kirchlichen Gebäuden.

Die Darstellung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gerade auch des 19. Jahrhunderts wird von vielen Museums- oder Ausstellungsgestaltern als eine undankbare Sache angesehen. Sind doch aussagekräftige Exponate rar und häufig auch wenig spektakulär – sieht man ab von schriftlichen Zeugnissen, die aber heute nur noch von wenigen gelesen werden können. Bäuerliches Arbeitsgerät hat der Besucher bereits in zig anderen Museen gesehen, zudem erscheinen uns Sense, Dreschflegel und Heurichten noch seltsam nah, also wenig museal. Wie aber kann man die nackte Not und auch die Verzweiflung der Auswanderer auf der einen und deren Hoffnungen auf der anderen Seite darstellen? Das Stadtmuseum in Weil der Stadt läßt wieder eine Inszenierung sprechen: Wir schauen einem Auswanderer über die Schultern, der an Deck eines Schiffes auf einer Überseekiste neben einem Mast sitzend beim Einlaufen in New York auf die «Skyline» Manhattans schaut: eine «Skyline», die damals noch wie bei europäischen Städten von Kirchen und Kirchtürmen geprägt war. Alles ist stimmig an dieser Inszenierung, das Bild Manhattans beispielsweise entstand nach einem Stich um 1850. Nur dem auswandernden Herrn wäre vielleicht vorzuwerfen, daß er etwas zu gut gekleidet ist, nicht für die Masse der armen und verelendeten württembergischen Emigranten steht.

Die Auswanderungsgründe – nun geht es wieder ans Eingemachte! – nennt die Ausstellung in Form von Antworten auf die Frage von Ferdinand Freiligrath: *O sprecht! Warum zogt ihr von dannen?* Aus Not und Hoffnungslosigkeit, ohne Aussicht auf Verbesserung ihres Loses, teils in wirtschaftlicher, teils in sozialer, aber auch in politischer Hinsicht. Weitere detaillierte Information wird beispielsweise in Form von Zitaten aus Briefen von Auswanderern gegeben, die davon berichten, wie es ihnen auf der Reise und in der neuen Welt erging, aber auch in der Schilderung des Lebenslaufes eines Weil der Städter Auswanderers, der es in Amerika zu etwas brachte: Der Bürgersohn Adolph Schöninger (1833–1900) wanderte 1854 wohl nicht zuletzt seiner demokratischen Neigungen wegen in die USA aus, etablierte sich in Philadelphia als Kaufmann, nahm



Nackte Hände und eine leere Kupferschüssel stehen als Sinnbild für die große Hungersnot 1816/17. Im Holzrahmen darüber eine authentische, zeitgenössische Schilderung der Vorkommnisse in Weil der Stadt bis zur erlösenden Ernte des Jahres 1817.

als Soldat am amerikanischen Bürgerkrieg teil, zog dann weiter in den Westen und gründete in Chicago eine Fahrradfabrik, die schließlich die größte der Welt werden sollte. Kenntnis von dieser bemerkenswerten Karriere hatte man eher zufällig erhalten, als ein Nachfahre Schöningers seinen Namen im Besucherbuch hinterließ und man seitens des Museums mit ihm in brieflichen Kontakt trat.

*Wirtschaftliches Leben und 1848er Revolution – Spenden ermöglichen Kepler-Denkmal*

Prunkstück und gleichsam Meisterstück des «Historienmalers» Schütz aber ist die großflächige Marktplatz-Szene vom 12. März 1848 an der Wand des gleichen Raums: Damals waren, drei Tage nach Berufung eines bürgerlich-revolutionären Ministe-



Am 12. März 1848 fand auf dem Weil der Städter Markt-  
platz eine öffentliche  
Versammlung statt,  
zu der auch Abgeord-  
nete der Calwer und  
Pforzheimer Demo-  
kraten erschienen wa-  
ren. Die 1848er Re-  
volution hatte Weil  
der Stadt erreicht.



Die wandfüllende  
Zeichnung gehört zu  
den Attraktionen des  
Stadtmuseums,  
tragen die Personen  
doch vielfach die  
Züge bekannter Weil  
der Städter Persön-  
lichkeiten.

riums in Stuttgart, auch in Weil der Stadt bei einer Kundgebung revolutionäre Forderungen erhoben worden. Die Szene wurde komponiert anhand einer Schilderung in einem Zeitungsartikel. Und so erscheinen sie alle: die Revolutionäre, die teils begeisterten, teils skeptischen Zuhörer, die Honoratioren am Rande, die aufmarschierte Bürgergarde und der konservative Bürgermeister, der von der ganzen Sache nichts wissen wollte und die Läden seines Dienstzimmers im Rathaus zuklappt, eine

verlassene Figur mitten in der weiten Rathausfassade.

Noch erscheinen etliche weiße Flecken auf dem Wandbild, die Arbeit daran geht schrittweise vorstatten, tragen doch fast alle Personen porträthafte Züge, darunter der amtierende Bürgermeister Hans Josef Straub, der Ortspfarrer, Gemeinderäte, Lehrer, Vereinsvorsitzende und Honoratioren, Kreisarchivar Helmut Prantl, aber auch, ein klein wenig versteckt und als einzige Person nicht auf die Kundgebung

achtend, sondern sich verschmitzt zum Betrachter umdrehend, der Maler selbst. Ob das Wandbild je fertig werden wird, ist eher zweifelhaft, auch die 1848er-Revolution blieb ja bekanntlich stecken und unterlag den alten Gewalten. Wie dem historischen Geschehen damals soll nach dem Willen des Meisters auch dem Bild etwas Unfertiges anhaften.

Neben Revolution und Auswanderung werden in diesem Raum noch Aspekte des wirtschaftlichen Lebens vorgestellt, insbesondere im 18./19. Jahrhundert: Die Weil der Städter Zeughandelskompanie, für die unter anderem ein altes Hauptbuch dieser Handelsgesellschaft, aber auch ein Bild ihres Prinzipals, des letzten reichsstädtischen Bürgermeisters Johann Baptist Gall, stehen. Zugeordnet wurde dieser Abteilung auch ein Bruderschaftsbrief der Webergesellen aus dem 16. Jahrhundert, nämlich zur Stiftung einer Kerze für den Marienaltar in der Spitalkirche.

Daneben kommt auch das Handwerk zu seinem Recht mit an sich herkömmlichen Exponaten wie Meisterbriefen oder einer Sammlung alter Schließmechanismen, vulgo Schlössern. Dabei aber auch – vielleicht nicht genug ins rechte Licht gerückt – einige sogenannte «Kundschaftsbriefe», eine echte Rarität, quasi die Vorläufer des Wanderbuches der Handwerksgelesen.

Das 19. Jahrhundert entdeckte wie vielerorts auch in Weil den Wert der eigenen Geschichte, das Bürgertum den Wert der historischen Überlieferung. In der ehemaligen Reichsstadt bedeutete dies vor al-

lem, daß man sich des berühmtesten Sohnes der Stadt erinnerte: Johannes Kepler. 1870 wurde das große Kepler-Denkmal auf dem Marktplatz errichtet, finanziert durch Spenden aus dem ganzen Reich, ja aller Welt, wie im Stadtmuseum mittels eines kollageartigen Wandbilds dokumentiert wird: Auf einem Sockel aus Goldbarren thront der berühmte Astronom als Zentralsonne, umgeben von den Sternen erster Größe, den Büsten des Denkmalkomitees. Die Goldbarren ihrerseits – sie sind die Bausteine zum Denkmal – zeugen beispielhaft von der Spendenaktion und stehen für exemplarisch ausgewählte Einzelspenden: für die 1800 Gulden der Bürger der Stadt, für die 100 Gulden der Städte Stuttgart und Berlin, die 50 Gulden des Baron Rothschildt in Frankfurt, die 20 Gulden des Predigers Blumhardt in Bad Boll, aber auch die Schlummerrolle der Frau Schultheiß Holzinger aus Merklingen für den Bazar. Welch köstliche Kombination einer Inszenierung als Blickfang und detaillierter Information!

Soll man noch erwähnen, daß als jüngst eröffneter weiterer Museumsraum sich eine Darstellung des im 19. Jahrhundert für Weil der Stadt so wichtig werdenden Hopfenanbaus anschließt? Muß man dann noch hervorheben, daß sich dort wieder ideenreiche Gestaltung, ausdrucksvolle Einzelexponate und vertiefte Information ergänzen? Überrascht es noch, zu erfahren, daß derzeit eine weitere, eine Keramikabteilung in Vorbereitung ist und für die Zukunft bereits Pläne bestehen für weitere



Im 19. Jahrhundert entdeckten auch die Weil der Städter ihre Geschichte und vor allem den großen Sohn der Stadt, Johannes Kepler: Eine international angelegte Spendenaktion führte zum großen Kepler-Denkmal auf dem Marktplatz vor dem Stadtmuseum.

Bereiche wie «Kirche, Reformation, Volksfrömmigkeit», «Das 20. Jahrhundert» oder «Berühmte Söhne der Stadt»? Der Fundus an Themen ist, obgleich natürlich endlich, fast unerschöpflich; und der Ideenreichtum des Museumsleiters offenbar auch.

*Ideenreicher Germanist  
als erfolgreicher Museumsgestalter*

Wolfgang Schütz darf ohne Zweifel als singuläre Erscheinung in der baden-württembergischen Museumslandschaft gelten. Wo sonst fände sich ein ehrenamtlicher Museumsleiter, der nicht nur vor Einfallreichtum geradezu sprüht, sein eigener Historienmaler ist, pädagogisches Gespür hat, Texttafeln verständlich zu formulieren weiß, bereit ist, sich fachfremd in eine komplizierte Materie einzuarbeiten und sogar ausführliche Forschungsarbeit zu leisten, sondern auch noch bei der handwerklichen Umsetzung der Museumsinhalte mit Hand anlegt? Daß hierfür Tausende Stunden Freizeit geopfert wurden, versteht sich von selbst. Der Spaß an der Historie und ihrer pädagogischen Umsetzung überträgt sich wie selbstverständlich auf die Besucher, die das Museum, so altmodisch es klingt, gleichsam beglückt verlassen.

Freilich wird man die Art des Museumsaufbaus in Weil der Stadt nicht verallgemeinernd den Kommunen des Landes empfehlen wollen, Männer vom Schlage des Weil der Städter Museumsleiters finden sich nicht so einfach. Auch entließe man zu leicht die Gemeinden aus ihrer kulturellen Verpflichtung hinsichtlich ihrer eigenen Geschichte. Doch der Geist und – neudeutsch ausgedrückt – die «message» des Stadtmuseums, die sich in Gestaltung und Inhalt ausdrücken, unterscheiden sich wohlthuend von jenen in letzter Zeit vermehrt auftretenden, angeblich modernen Gestaltungsversuchen, wo das Einzelobjekt «sprechen» soll und der interessierte Besucher textliche Informationen mit Mühe sucht oder sich – wie in einem Museum im Großraum Stuttgart – auf den Bauch legen muß, um Miniaturbeschriftungen zu entziffern. Ohne recht profunde Grundkenntnisse nämlich tendiert der Erkenntnisfortschritt nach dem Besuch solcher Museen gegen Null. Im Weil der Städter Stadtmuseum regiert nicht die sterile Kälte und kühle Intellektualität der Moderne, sondern es umfängt den Besucher ein barock-lustvolles Ambiente. Damit historische Information im Rahmen eines Museumsbesuches weder zum masochistischen Erlebnis noch zur Strafe werde, möchte man der baden-württembergischen Museumspädagogik anratend zurufen: «Schafft ein, zwei, drei, viele Weil der Stadt!»



*Eine original eingerichtete Goldschmiede-Werkstätte erinnert an die Blüte des Weil der Städter Handwerks, dessen Goldschmiede einst weithin berühmt waren. Sie schufen unter anderem das große Szepter der Artistenfakultät der Universität Tübingen (1482).*

### **Stadtmuseum Weil der Stadt**

Marktplatz 12, 71263 Weil der Stadt,  
beim Keplerdenkmal, Telefon (0 70 33) 52 10  
(Stadtverwaltung).

Öffnungszeiten: Sa. und So. von 14 bis 17 Uhr

Eintrittspreise: Erwachsene DM 2,-  
Kinder, Schüler, Studenten,  
Erwachsene in Gruppen  
ab 20 Personen DM 1,-  
Kinder in Gruppen  
ab 10 Personen DM 0,50

Führungen: Auch außerhalb der Öffnungs-  
zeiten nach telefonischer Verein-  
barung unter (0 70 33) 28 88